

Monika Feth

Teufels- engel

Thriller

cbt



Ein neuer Psychothriller
von Monika Feth,
der Autorin der
»Erdbeerpflücker«-Romane.

Hochspannung garantiert!

Leseprobe aus:

Monika Feth

TEUFELSENGEL

Originalausgabe

1. Auflage 2009

© 2009 cbt Verlag, München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung, bielefeld
st · Herstellung: WM

ISBN 978-3-570-16045-9

Printed in Germany

Erscheinungstermin: Dezember 2009

www.cbt-jugendbuch.de

cbt



PROLOG

Sie hörte das feine, spitze Geräusch schon, noch bevor es ihre Ohren richtig erreicht hatte, und ihr wurde vor Entsetzen kalt.

Metall traf auf Metall.

Während sie gehetzt nach einem Versteck Ausschau hielt, presste sie die Hände vor den Mund, um sich bloß mit keinem Laut zu verraten. Als wäre das überhaupt noch von Bedeutung.

Zum zweiten mal wurde ein Schlüssel in ein Schloss gesteckt, näher diesmal und überaus deutlich.

Wie laut ihr Atem in der Stille war! Sie lief ziellos im Zimmer umher, und ihre Angst wuchs mit jedem Schritt. Kein Versteck! Nirgends! Der Schrank, das Bett, die Vorhänge, mehr Möglichkeiten gab es nicht. Vor Anstrengung fing sie an zu keuchen.

Lieber Gott ...

Sie warf sich auf den Boden, kroch unter das Bett und robbte gleich wieder darunter hervor. Zog verzweifelt die Schranktüren auf und machte sie wieder zu. Tränen ließen die Umrisse der Gegenstände vor ihren Augen verschwimmen.

Sie saß in der Falle.

Jetzt konnte sie die Schritte hören. Viele. Und sie waren unterwegs zu ihr.

Langsam wich sie zum Fenster zurück, öffnete es mit bebenden Händen und warf einen Blick in die Tiefe. Ein Schweißtropfen rann an ihrer Wirbelsäule hinunter.

Vor ihrer Tür machten die Schritte Halt.

Mit allerletzter Kraft schwang sie sich auf die Fensterbank, ohne die Klinke aus den Augen zu lassen. Lieber Gott, dachte sie. Gib mir den Mut zu springen ...

Dann hörte sie den Schlüssel im Schloss.

Schmuddelbuch, Montag, 10. November

Gestern wurde aus dem Fühlinger See die Leiche eines zwei- undzwanzigjährigen Mannes geborgen. Die Polizei geht von einem Fremdverschulden aus, machte aber, um die Ermittlungen nicht zu gefährden, keine weiteren Angaben. Dies wäre seit Mai bereits das vierte Gewaltverbrechen in Köln. Einen Zusammenhang der Todesfälle schließt die Polizei nach dem derzeitigen Kenntnisstand jedoch aus. (Kölner Anzeiger)

„Warum nicht, Greg?“

„Dafür gibt es tausend Gründe, Schätzchen.“

„Nenn mir drei!“

„Also gut. Erstens: Ich will nicht. Zweitens: Ich will nicht. Drittens: Ich will nicht. Und jetzt lass mich arbeiten.“

„Das ist nicht fair, Greg!“

Gregory Chaucer stützte die Ellbogen auf den Schreibtisch und vergrub die Finger im Haar. Dann hob er den Kopf und bedachte Romy mit einem milden Blick. „Seit wann, Mädchen, ist das Leben fair?“

„Ich weiß, dass ich Recht habe, Greg.“

„Das ist ja das Schlimme. Du hast meistens Recht.“

„Also gibst du mir grünes Licht?“

„Nein!“ Gregory Chaucer beugte sich vor und griff nach dem Telefon. „Sonst noch was?“

Er konnte das gut, jemanden, der ihm auf die Nerven fiel, mit einer beleidigenden Beiläufigkeit abservieren, und Romy hatte das schon oft am eigenen Leib zu spüren bekommen. Er guckte einen dann stur über den Rand seiner Lesebrille hinweg an, wobei

sich seine Stirn in angestrengte Falten legte, was seinem Gesicht einen gleichermaßen erstaunten wie abwartenden Ausdruck verlieh. Diesmal, hatte Romy sich vorgenommen, würde sie sich davon nicht beeindrucken lassen.

„Und wenn ich dir verspreche, vorsichtig zu sein?“

„Das versprichst du mir doch dauernd.“

„Bitte, Greg. Du weißt, dass du dich auf meine Nase verlassen kannst.“ Sie rührte sich nicht von der Stelle. „Vier Tote in einem halben Jahr, Greg. Du willst mir doch nicht erzählen, dass nichts dahintersteckt?“

„Ich will dir gar nichts erzählen, Romy. Ich will meine Ruhe haben, nichts weiter. Renitente Volontärinnen sind das Letzte, was ich im Augenblick brauche.“

„Renitent? Das kränkt mich jetzt aber wirklich, Greg.“

Gregory Chaucer stöhnte auf.

„Setz dich, Romy.“

Er hatte den Satz noch nicht ausgesprochen, als Romy schon auf dem Stuhl vor seinem Schreibtisch saß und ihn mit großen Augen anschaute.

„Also. Noch einmal. Was hast du vor?“

„Bloß ein bisschen herumstochern, Greg. Vier Tote! Das könnte die Geschichte meines Lebens werden.“

„Die Geschichte deines Lebens ...“ Gregory Chaucer konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. „Wie alt bist du? Fünfzig?“

Romy beschloss, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. „Gerade achtzehn geworden. Aber du hast mir immer gesagt, dass man zugreifen muss, wenn man eine Geschichte vor sich hat.“

„Wenn.“

„Das ist eine Geschichte, Greg. Ich hab das im Gefühl.“

Gregory Chaucer hatte Romy schon so oft gepredigt, ein Journalist ohne den richtigen Riecher sei keinen Pfifferling wert.

Genau da versuchte Romy ihn zu packen.

„Es geht um Mord, Romy, das ist ein verdammt heißes Eisen ...“

„... das man schmieden muss, solange es heiß ist ...“

„Du hast keine Erfahrung. Nimm wenigstens einen Kollegen mit.“

„Es ist meine Geschichte, Greg. Ich will die nicht teilen.“

Gregory Chaucer, deutsch-irischer Abstammung, seit dreißig Jahren im Zeitungsgeschäft und seit zehn Jahren Verleger und Chefredakteur des links-alternativen *KölnJournals*, hatte vier Tugenden auf sein Banner geschrieben: den richtigen Riecher, Neugier, Biss und eine ordentliche Portion Egoismus. Er selbst hatte sich mit mutigen, kompromisslosen Artikeln an die Spitze geschrieben und verlangte normalerweise auch von anderen, dass sie Zivilcourage und Ehrgeiz zeigten.

„Tut mir leid, Romy. Ich kann dir nicht ...“

Sie stand auf und sah traurig auf ihn hinunter. „Okay, Greg.“

„Du wirst es ohne meine Erlaubnis tun“, sagte er.

„Was?“

„Du weißt genau, was ich meine.“

„Du lässt mir ja keine Wahl, Greg.“

Er seufzte. „Hau schon ab! Und pass auf dich auf!“

Das brauchte er ihr nicht zweimal zu sagen. Sie warf ihm eine Kusshand zu und war schon aus seinem Büro verschwunden.



Das *Alibi* war rappellvoll. Romy erkannte das eine oder andere Gesicht, aber sie hatte heute keine Lust, sich zu irgendjemandem an den Tisch zu setzen. Ganz hinten, bei der Garderobe, war noch ein Zweiertisch frei. Romy nahm ihn, obwohl sie es hasste, wenn die Ärmel fremder Mäntel und Jacken ihren Nacken streiften, sobald

sie sich bewegte. Zudem war es ziemlich düster im Alibi, doch hier in der Ecke war es am schlimmsten.

Aber sie würde halbwegs ungestört nachdenken können. Das gelang ihr in der Redaktion nur selten. Da war ein ständiges Kommen und Gehen, ein Klingeln von Telefonen und ein Summen von Stimmen. Es gab keine Nische für ruhiges Überlegen.

Irgendwann hatte Romy das *Alibi* für sich entdeckt, ein Bistro, das von einem schwulen Paar geleitet wurde, Giulio und Glen, die beide behaupteten, ihren ursprünglichen Taufnamen zu tragen und nicht auf Wohlklang geschickt zu haben. Doch das behaupteten sie von ihrer Haarfarbe auch, obwohl jeder sehen konnte, dass Siegfried und Roy dafür Pate gestanden hatten.

Man konnte im *Alibi* stundenlang vor einem einzigen Cappuccino sitzen, ohne zum Verzehr genötigt zu werden. Der Boden war schwarz lackiert, an den blutrot gestrichenen Wänden hingen verrückte Bilder, die zum Verkauf angeboten wurden, nackte, verdrehte, signalfarbige Leiber, in deren Haaren Vögel nisteten, aus deren Wimpern Blätter sprossen und zwischen deren Zehen Käfer und Hummeln hausten.

An einer Wand standen Bücherregale, vollgestopft mit zerlesenen, teilweise arg zerfledderten Kriminalromanen, die dem *Alibi* seinen Namen gegeben hatten. Es war erlaubt, sogar erwünscht, sich daraus zu bedienen. Man konnte ein Buch mit nach Hause nehmen, um es zu Ende zu lesen, und später zurückbringen, durfte es jedoch auch behalten, solange man es durch ein anderes ersetzte.

Die langbeinigen Mädchen, die hier bedienten, blieben nie lange. Kaum hatte man sich an die eine gewöhnt, wurde sie auch schon von einer anderen abgelöst. Es waren Paradiesvögel, die sich für eine Weile niederließen, um dann in wärmere Gefilde weiterzufliegen.

Romy bestellte sich einen Cappuccino und ein Mineralwasser und packte ihren Laptop aus.

Gleich am ersten Tag bei der Zeitung hatte sie sich angewöhnt, regelmäßig ihre Gedanken und Beobachtungen zu notieren. Sie verfasste Texte zu allen möglichen Themen, manchmal ausgefeilt und so gut wie druckreif, manchmal unfertig oder auch nur in Form bloßer Gedankensplitter. Sie sammelte Zitate, Zeitungsausschnitte, Fotografien und Einkaufsquittungen, ohne zu wissen, wann und wofür und ob überhaupt sich das alles jemals verwenden lassen würde.

Meistens schrieb sie an ihrem Laptop. War sie ohne ihn unterwegs, was selten vorkam, benutzte sie eines der Notizbücher, die sie wie unter Zwang ständig kaufte und von denen sie das aktuelle immer mit sich herumschleppte. Zur Not taten es aber auch Zettel, die sie später einklebte, genau wie die Zeitungsausschnitte, Fotografien und Quittungen.

Sie nannte dieses Form des Tagebuchs, das ja streng genommen gar keines war, ihr *Schmuddelbuch*.

Jedes Mal, wenn die Tür sich öffnete, strömte kalte Luft herein. Das Wetter hatte sich verändert. Die Temperatur war über Nacht um zehn Grad gefallen. Leichter Schneeregen ging aus dem braungrauen Himmel nieder. Die Häuser waren in Grau getaucht. Selbst das Licht der Autos wirkte schmutzig. Romy wickelte sich den Schal fester um den Hals und zog die Stulpen, die sie in den Wintermonaten meistens trug, ein Stück weiter über die Finger. Dann fing sie an zu schreiben.

Fühlinger See. Leiche: männlich, zweiundzwanzig Jahre alt.

Tatort aufsuchen. Informationen über das Opfer beschaffen. Umfeld kennenlernen.

Vierter Mord.

Wer waren die früheren Opfer?

„Hi, Süßel!“

Der Typ, der zu dieser Stimme gehörte, war Romy von ganzem Herzen zuwider, aber er arbeitete als Lokalredakteur beim Kölner

Anzeiger, kannte Gott und die Welt und war einer von den Leuten, mit denen man es sich besser nicht verscherzte. Sein Kopf war eine Quelle nützlicher Informationen, und obwohl Romy sich dafür verabscheute, nutzte sie die Schwäche, die er anscheinend für sie hegte, gnadenlos aus.

„Hi, Ingo.“ Das *Süße* wollte sie ihm heute durchgehen lassen, und dass er sich unaufgefordert zu ihr an den Tisch setzte, ebenfalls. Der Artikel über den Toten im Fühlinger See stammte aus seiner Feder oder vielmehr aus seinem Computer. Der Himmel hatte ihn im rechten Moment ins *Alibi* geschickt.

Er bestellte sich ein Käse-Schinken-Baguette und einen doppelten Espresso, sah der Bedienung lustern hinterher, lehnte sich dann zurück und musterte Romy mit einem langen, forschenden Blick.

„Wollten wir nicht demnächst mal miteinander ausgehen?“, fragte er.

„Wollten wir das?“

Er versuchte es immer wieder. Und Romy wies ihn jedes Mal zurück.

„Erkenne ich da etwa einen ungewohnten Ausdruck von Milde in deinen Augen?“

„Muss an der schummrigen Beleuchtung liegen.“ Romy rang sich zu einem Lächeln durch. „Du hast doch nicht vergessen, dass ich vergeben bin?“

Ingo schlug die Beine übereinander. Sein Gesicht, das vorher beinahe offen gewesen war, hatte sich wieder verschlossen und trug jetzt eine Maske von Arroganz und Überheblichkeit. Vielleicht war es aber auch gar keine Maske. Vielleicht war das sein wahres Gesicht. Romy hatte es noch nicht herausgefunden.

„Was willst du?“, fragte er.

„Ich?“ Romy hob die Hände, ein Bild reiner Unschuld. „Wir plaudern doch bloß.“

„Ungewohnte Freundlichkeit ist alarmierend, Liebchen, vor allem bei dir.“

„Okay.“ Romy wandte sich wieder ihrem Laptop zu. „Wir müssen ja nicht reden. Ich hab sowieso zu tun.“

Er beugte sich vor, um einen Blick auf das zu werfen, was Romy bereits getippt hatte, eine Todsünde unter Journalisten. Und wenn man noch so wenig im Leben respektierte – man schaute einem Kollegen bei der Arbeit nicht ungefragt über die Schulter, das war ein ungeschriebenes Gesetz.

Romy schaltete den Laptop aus und klappte ihn zu. Sie überlegte sich gerade, wie sie Ingo möglichst geschickt auf den Toten aus dem See ansprechen könnte, als die Kellnerin das Baguette und den Espresso brachte.

Ingo begrapschte das Mädchen förmlich mit seinen Blicken, doch sein Interesse tropfte an ihr ab. Verärgert wandte er sich seinem Teller zu und fing an zu essen. Die Kruste des Baguettes, das warm serviert wurde, krachte zwischen seinen Zähnen. Krümel spritzten über den Tisch. Remoulade lief ihm in die Mundwinkel.

„Ich habe deinen Artikel gelesen“, begann Romy. „Den über den Mann aus dem See.“

Ingo nickte, ließ sich aber beim Essen nicht stören.

„Die Polizei mauert ja ganz schön“, fuhr Romy fort.

Ingo wiegte den Kopf. Das blonde, strähnige Haar fiel ihm in die Augen. Er strich es mit fettglänzenden Fingern hinter die Ohren. Romy wusste, dass er Anfang dreißig war. Sie hätte ihn nicht einschätzen können. Ingo Pangold gehörte zu diesen alterslosen Menschen, die mit zwanzig kaum anders aussehen als mit fünfzig.

„Wenn die nichts sagen wollen, dann halten die dicht“, tastete Romy sich weiter vor. „Da nützen einem auch die besten Kontakte nichts.“

Seine grauen Augen wurden schmal. Einen Moment lang hörte

er auf zu kauen. Dann schluckte er den Bissen herunter und spülte mit Espresso nach. Er feixte. „Guter Versuch. Wär fast drauf reingefallen.“

Mist!, dachte Romy. „Komm schon“, sagte sie schmeichelnd. „Ein bisschen was kannst du mir doch erzählen.“

Wieder verengten sich seine Augen. „Wieso interessiert dich der Fall?“

„Aus keinem bestimmten Grund“, wich Romy aus. „Der Typ war jung. Das lässt einen doch nicht kalt.“

„Scheiß drauf! Hinter was bist du her?“

Romy wusste, dass sie sein Vertrauen gewinnen musste. Sie winkte der Kellnerin und bestellte sich ebenfalls ein Baguette. Gemeinsame Vorlieben hatten etwas Verbindendes, das war als Einstieg sicherlich geschickt. „Also gut“, sagte sie. „Ich recherchiere für einen Artikel über Wasserleichen.“

Er prustete Tee über den Tisch. „Über Wasserleichen?“

Romy tat beleidigt. Sie wischte sich die glitzernden Tröpfchen vom Pulli.

„Wo, bitte, ist denn da die Story?“

In ihrem Beruf ging es immer nur darum. Das Leben eines guten Reporters war eine einzige Jagd danach. Nicht nach irgendeiner, sondern nach *der* Story.

„Wusstest du, dass über achtzig Prozent aller Wasserleichen nicht älter geworden sind als fünfundzwanzig?“, improvisierte Romy. „Verstehst du? Junge Leute, Freitod, Mord, Unglücksfälle. Und alle haben mit Wasser zu tun. *Das* ist meine Story.“

Er würde herausfinden, dass sie ihn angelogen hatte, aber das würde hoffentlich noch eine Weile dauern. Jedenfalls nahm er ihr die Geschichte ab. Er entspannte sich, verlor sein Misstrauen und wischte sich mit seiner Serviette den Mund.

„Also gut“, sagte er mürrisch und säuberte sich schnalzend mit

der Zunge die Zähne. „Ein bisschen was hab ich natürlich rausgefunden.“

Romy versuchte, nicht allzu interessiert auszusehen, als Ingo anfing, aus dem Nähkästchen zu plaudern.



Er streifte sich das Messgewand über.

Raschelnde Seide.

Schwarz.

Der November war seit jeher der Monat der Toten.

Auch sein Haar war schwarz. Einzig sein Gesicht und seine Hände waren hell.

Er sah sich gern so.

Todesengel, dachte er und begann leise zu summen. Eine wehmütige Melodie.

Das Leben war ein einziger Kampf. Gegen das Böse, das überall lauerte. In den schlechten Filmen, die Gewalt verherrlichten. In den Büchern, die die Wahrheit verschleierten. In den Bordellen der Städte und Dörfer, den Bars und Striplokalen. In den Machtzentren der Welt. Auf den Straßen. In den Wohnungen und den Herzen der Menschen.

Der Teufel hatte sein Gift versprüht. Er hatte blühende Pflanzen ausgerupft und schweflige Ödnis hinterlassen. Er hatte den Menschen die Seele aus dem Leib gerissen und ihnen stattdessen einen Stein eingepflanzt.

Und niemand sah die Zeichen.

Dabei war die Zeit längst gekommen, dem unheiligen Treiben Einhalt zu gebieten.

Licht ins Dunkel zu bringen.

Dem Satan die gestohlenen Seelen zu entreißen.

„Ich bin gekommen, euch zu erretten“, murmelte er. Die Last lag schwer auf seinen Schultern.

Er war der Fackelträger in finsterner Zeit. Aber würde er den Stürmen trotzen können?

Als er sich von seinem Spiegelbild abwandte, scheuerte seine Kleidung auf der Haut, und er unterdrückte ein Stöhnen.

Da lag sie noch, die Rute, mit der er sich geißelt hatte. Sie hatte ihm tief ins Fleisch geschnitten. Er würde sich um die Wunden kümmern müssen.

Später.

Nachdem er allen seinen Rücken gezeigt hatte.

„Herr“, sagte er. „Ich bin dein.“

Doch heute antwortete der Herr ihm nicht.



Pia tunkte die Bürste ins Wasser und schrubhte weiter. Der Küchenboden war mit groben Fliesen belegt, die das gesamte Farbspektrum warmer Braun- und Rosttöne abdeckte. Wie in einem dieser bretonischen Bauernhäuser, die man für die Ferien mieten konnte. Pia hatte als Kind einmal mit ihren Eltern und den Geschwistern einen Sommer in einem solchen Haus verbracht.

Damals. Als die Welt noch klar und geordnet schien.

Als nichts ihr wirklich Angst machen konnte.

Als die Eltern noch Riesen waren und unbesiegbar. Als sie Pia noch beschützt und behütet hatten.

Pias Hände waren rot und fast schon ein bisschen angeschwollen. Sie reagierte allergisch auf Seifenlauge, doch sie durfte bei dieser Arbeit keine Gummihandschuhe tragen. Er hatte es ihr verboten.

Auf den Knien, hatte er befohlen. Bis ich dir sage, dass du fertig bist.

Wie lange schrubberte sie schon? Drei Stunden? Vier?

Sie hatte kein Gefühl mehr für die Zeit, die vergangen war.

Ihre Knie brannten. Ihr Rock war klatschnass. Verdorben. Nie wieder würde sie ihn tragen können. Dabei war er ihr bestes Stück.

Sie hatte sich nicht umziehen dürfen.

Lerne Demut!

Ihre Nase lief. Sie hatte kein Taschentuch bei sich und wischte sich den Rotz mit dem Rocksäum ab. Jetzt war sowieso schon alles egal. Die Haare klebten ihr im Nacken. Tränen hatten kribbelnde Spuren auf ihren Wangen hinterlassen.

Sie wagte nicht, sich vorsichtig zu kratzen. Sie durfte nichts tun, was sie von der Arbeit abhielt.

Hier hatten die Wände Augen.

Lerne Gehorsam!

Deshalb hatte er sie zu sich geholt. Um ihr Gehorsam beizubringen. Und Demut. Und all die anderen Tugenden, die sie nicht besaß.

Dein Herz ist voller Eitelkeit.

Seine Stimme klang traurig, wenn er so etwas sagte. Und etwas schwang in ihr mit, das sie vor Furcht erbeben ließ. Es war unklug, ihn zu reizen und seinen Zorn auf sich zu ziehen.

Sie wusste bloß nicht, wie sie es vermeiden konnte.

Er verbot ihr, sich zu schminken. Er untersagte ihr, sich schick anzuziehen.

Du wirst lernen, eine Dienerin des Herrn zu sein.

Pia kannte dieses Wort nur noch aus alten Büchern. Sie las leidenschaftlich gern. Deshalb hatte er ihr auch die Bücher genommen. Die Dienerinnen früher konnten oftmals gar nicht lesen. Bildung war den höheren Schichten vorbehalten.

Hast du mich verstanden?

Ja, Vater.

Sie alle mussten ihn Vater nennen. Selbst diejenigen, die älter waren als er. Er war ihr Hirte. Er führte sie durch jedes Tal. Sie brauchten sich nicht zu fürchten.

Sagte er.

Aber Pia fürchtete sich. Sie hatte eine Angst, so groß, dass sie sich ihr Ausmaß nicht vorstellen konnte. Eine Angst, höher als der höchste Berg. Fest und massiv und unverrückbar.

Wie sollte sie die bewältigen?

Das war nicht immer so gewesen. Anfangs hatte sie ihn sogar geliebt. Nein. Verehrt. Wenn er sie angeschaut hatte, war sie voller Freude gewesen. Ein einziges Lächeln, das ihr gegolten hatte, hatte sie durch den ganzen Tag begleitet.

Er hatte ihr schon lange kein Lächeln mehr geschenkt.

Ich bin unvollkommen, dachte sie.

Ihre Gedanken waren nicht, wie sie sein sollten. Sie waren anders als die Gedanken der andern.

Es war Sünde, die meisten Sätze mit *Ich* zu beginnen. Es war Sünde, als Mitglied dieser Gemeinschaft nicht glücklich zu sein. Es war Sünde, die liebevolle Fürsorglichkeit des Vaters als einengend zu empfinden.

Pia hatte ja versucht, sich zu bessern. Hatte nicht mehr so viel Zeit mit ihren Büchern verbracht und sich stattdessen in die Lektüre der Bibel vertieft. Hatte die Freundschaften außerhalb der Gemeinschaft unter dünnen Vorwänden beendet. War fast nur noch in Begleitung eines Mitbruders oder einer Mitschwester zu den Vorlesungen gegangen.

Und schließlich hatte sie restlos alles aufgegeben und war hierher gezogen.

Pia gab sich alle Mühe, nicht zu heulen. Sie versuchte, sich auf ihre Arbeit zu konzentrieren. Wenn sie sich anstrengte, seine Erwartungen zu erfüllen, würde er sie vielleicht nicht zwingen,

auch noch ihr Studium abzubrechen, damit sie Demut und Gehorsam lernte.

Erschrocken bemerkte sie, dass sie alle zu täuschen versuchte. Sie wollte unbedingt etwas behalten, das ihr selbst gehörte und das ihr wichtig war.

Ihr Studium, das sie gerade erst begonnen hatte.

Sie war nicht demütig und würde es niemals sein.

O Gott, dachte sie und schrubkte verzweifelt weiter.

Aber Gott schien sie vergessen zu haben.



Kriminalhauptkommissar Bert Melzig hielt den Obduktionsbericht in den Händen. Der Tod Thomas Doraus war durch Ertrinken eingetreten. Würgemale am Hals und Hämatome an Armen und Schultern deuteten darauf hin, dass er ertränkt worden war.

Bert hatte Mühe, das zu verdauen. Seine Augen hatten wahrhaftig schon schreckliche Dinge gesehen, und er hatte Morde aufgeklärt, die ihn nie wieder losgelassen hatten. Doch das hier erschütterte ihn über die Maßen.

Er stellte sich die Hände vor, die den Kopf des Toten unter Wasser gedrückt hatten. Die Erbarmungslosigkeit. Die furchtbare Kraft.

Doktor Christina Henseler, die junge Rechtsmedizinerin, die die Leiche untersucht hatte, ging von mehreren Tätern aus. Das machte diesen Mord noch entsetzlicher. Das Opfer hatte keine Chance gehabt, seinen Mördern zu entkommen.

Bert zog die Schultern zusammen, doch ihm wurde dadurch nicht wärmer.

Der Tod des jungen Mannes kam einer Hinrichtung gleich.

Es hatte allerdings ein Kampf stattgefunden. Thomas Dorau hatte sich verzweifelt gewehrt. Unter seinen Fingernägeln hatte man winzige Hautschuppen gefunden und ein einzelnes weißes Haar. Ein kleines Wunder, nachdem die Leiche mehrere Tage im Wasser getrieben hatte.

Thomas Dorau war in den Abendstunden des 6. November gestorben.

Bert legte den Obduktionsbericht auf den Schreibtisch, lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und schaute zum Fenster. Jedes einzelne Mordopfer kam ihm gefährlich nah. Der Schock bei ihrem Anblick kroch ihm unter die Haut und machte ihn für eine ganze Weile unberührbar. Eigentlich war er eine Zumutung für seine Umgebung, solange eine Ermittlung dauerte.

Er stand auf und ging zum Fenster. Er öffnete es weit und schaute hinaus in das Grau, das von winterlichem Weiß durchsetzt war.

Ohne einen Blick dafür zu haben.

Er hatte Lust zu laufen. Seit er in Köln lebte, tat er das täglich. Lief, lief und lief. Weg von allem. Weg von der Erinnerung. Weg von sich selbst.

Sein Körper hatte sich verändert. Er hatte Fett verloren und Muskeln aufgebaut. Das Laufen war zur Sucht geworden. Wie vor langer Zeit das Rauchen, das er sich mit Hilfe seines Freundes, Tennispartners und Arztes Nathan erfolgreich abgewöhnt hatte.

In letzter Zeit überfiel ihn der Drang zu laufen oft mitten in den alltäglichsten Situationen. In Besprechungen. Während einer Befragung. Es war schwierig, ihn zu unterdrücken. Was half, war Konzentration.

Thomas Dorau, dachte er. Was hast du getan, um so zu sterben?

Im Nachhinein versuchte er, die Mordopfer zu schützen. Wenn sie schon ihr Leben lassen mussten, so sollten sie doch zumindest

ihre Würde bewahren. Er schirmte seine Fälle so lange und so gut es ging vor den Medien ab, achtete peinlichst genau darauf, dass über das Privatleben der Mordopfer nichts oder doch so wenig wie möglich nach außen drang.

Niemand sollte ihre Schwächen ins Licht der Öffentlichkeit zerren, niemand sie so wehrlos sehen. Und niemand sollte den Tätern ein Forum bieten, auf dem sie sich selbst darstellen konnten.

„Wann hast du dir jemals so viele Gedanken über mich und die Kinder gemacht?“, hatte Margot ihn gefragt, immer und immer wieder.

Er hatte ihr nicht begreiflich machen können, dass das eine mit dem andern nichts zu tun hatte, dass die Situationen nicht vergleichbar waren. Und irgendwann hatte er nicht mehr das Bedürfnis gehabt, seiner Frau überhaupt noch irgendetwas zu erklären.

Sein Job hatte ihn seine Ehe gekostet, hatte ihm die Kinder genommen, das Haus und letztlich auch seine alte Stelle. Er war zur Kripo Köln gewechselt und hatte sich eine Wohnung im Stadtteil Ehrenfeld genommen.

Er lebte jetzt seit zwei Monaten und sieben Tagen allein, und dass sein Gehirn darüber so genau Buch führte, beunruhigte ihn. Es bedeutete, dass er von seiner neuen Situation noch immer überwältigt war.

Allerdings fehlte ihm die Zeit, darüber nachzudenken. Er musste sich an die Arbeitsweise in diesem Präsidium gewöhnen, die neuen Kollegen mit all ihren Eigenheiten kennenlernen, sich mit der Stadt vertraut machen, sich komplett neu organisieren. Das erforderte eine Menge Kraft.

Im Kreis seiner neuen Kollegen kam er sich oft vor wie ein Landei, und im Grunde genommen war er das ja auch. Das Tempo in Köln war wesentlich höher. Davon abgesehen, wurde aber auch in der Großstadt nur mit Wasser gekocht, und Bert war nicht

der Typ, der sich von den äußeren Umständen hetzen ließ.

Es gab eine Reihe von Leuten, die ihm fehlten. Vielleicht würde er eines Tages beschließen, wieder aufs Land zurückzukehren, aber im Augenblick war er hier und das war gut so. Er hätte es nicht geschafft, ein neues Leben im Schatten des alten zu beginnen.

Er beugte sich wieder über den Bericht. Der Abgleich der DNA von Hautschuppen und Haar mit der DNA-Kartei des Bundeskriminalamts hatte kein positives Ergebnis gezeigt.

„Wär auch zu schön gewesen“, murmelte Bert.

Es gab inzwischen vier ungeklärte Morde, die alle in diesem Sommer in Köln verübt worden waren. Für jeden war ein eigenes Untersuchungsteam zusammengestellt worden. Bert war mit dem Fall Thomas Dorau beschäftigt.

Seine Arbeit wurde scharf beobachtet. Er war hier immer noch der Neue, dem man mit Skepsis und Vorsicht begegnete. Und obwohl Bert genug über gruppenspezifische Verhaltensweisen wusste, war es etwas ganz Anderes, wenn man selbst derjenige war, dem die allgemeine Neugier galt.

An einer Wand seines Büros hatte Bert seine Pinnwand angebracht. Sie gehörte zu seiner Arbeit wie der Schreibtisch und das Telefon, wie sein Kopf und seine Hände. Sie war eine Stütze für sein Gedächtnis und ein Quell der Inspiration.

Bislang war sie noch so gut wie leer. Doch das würde sich ändern. Schritt für Schritt würde er sich an die Wahrheit herantasten und den Toten kennen lernen, von dem er noch so wenig wusste.

Da draußen war ein Täter, den er finden musste. Und er würde ihn finden. Es war ein Versprechen, das er dem Toten gegeben hatte. Bisher hatte er noch jedes Versprechen gehalten.



Monika Feth

Teufelsengel

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 416 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-16045-9

c**bt**

Erscheinungstermin: Dezember 2009

Göttliche Regeln, teuflische Strafen

Die achtzehnjährige Romy hat ihren Traumjob ergattert: ein Volontariat bei einer Kölner Zeitung. Als die Leiche eines jungen Mannes aus einem See geborgen wird und man wenig später ein völlig abgemagertes totes Mädchen findet, glaubt niemand an einen Zusammenhang mit drei völlig anders gelagerten Mordfällen der vergangenen Monate. Niemand außer Romy – und dem kürzlich nach Köln versetzten Kommissar Bert Melzig ...

Psychothriller der Extraklasse: brillant erzählt, atemberaubend spannend, mit dichter Atmosphäre und faszinierenden Figuren.

Romy Berner, gerade achtzehn Jahre alt gewordene Tochter von Aussteigereltern, lebt in einem Szenehaus in der Kölner Südstadt und hat das ergattert, was sie schon immer wollte: ein Volontariat beim "KölnJournal", einer links-alternativen Tageszeitung, deren Chefredakteur viel von der jungen Volontärin hält. Als die Leiche eines jungen Mannes aus einem nahe gelegenen Badesee geborgen wird und man wenig später ein völlig abgemagertes totes Mädchen findet, glaubt aufgrund der unterschiedlichen DNA-Spuren niemand, dass diese Todesfälle mit dem Mord an drei weiteren Personen zusammenhängen, die in jüngster Zeit verübt wurden. Vier verschiedene Kommissare sind mit der Aufklärung der Fälle beauftragt, und Bert Melzig, der erst vor kurzem nach Köln gezogen ist, arbeitet an dem vierten.

Nur eine Person spürt instinktiv, dass es einen Zusammenhang zwischen den vier Todesfällen gibt: Romy. Sie lüchelt ihrem Chef die Erlaubnis ab, für die Zeitung Nachforschungen anstellen zu dürfen - und kommt einer gefährlichen Bruderschaft auf die Spur...



[Der Titel im Katalog](#)